



Georg Bartsch

Papua-Neuguinea 1975 bis 1978

Fotografien und Texte einer intensiven Begegnung





Georg Bartsch

Papua-Neuguinea 1975 bis 1978

Fotografien und Texte einer intensiven Begegnung

 Böhland & Schremmer Verlag Berlin



Ich habe von 1975 bis 1978 mit meiner Familie in Papua-Neuguinea gelebt. Meine Frau hatte dort durch *Dienste in Übersee*, einer Arbeitsgemeinschaft der Evangelischen Kirchen Deutschlands, eine Dozentur erhalten. Sie sollte am *Balob Teachers College* in Lae Lehrer ausbilden.

Wir hatten die Arafurasee überflogen und die Maschine ging in den Sinkflug. Durch Dunstschleier sahen wir eine grüne Küste und bewaldete Hügel. Stell' dir keine Südseeatolle vor, keine weißen Strände und Palmen! Du kommst nach Melanesien zu den Schwarzmeerinseln. Dort gibt es Vulkane und die Erde bebt ziemlich oft. Die ganze Insel ist von steilen Gebirgen durchzogen und in den Urwäldern kannst du leicht verlorengehen. Der Flieger zog eine Schleife. Das sich am Meer entlangziehende Grün müsste Mangrovenwald sein, die sichtbar gewordene Gebirgskette die Finisterre Range. War auch das Bismarckgebirge zu sehen? Gar der Mount Wilhelm, der höchste Berg des Landes? Jetzt am Nachmittag waren alle Gipfel mit Wolken bedeckt. Gegen Abend würden sie schweren Regen bringen. Unter uns erstreckte sich ein breites Flusstal voller Sandbänke. Lehmiges Wasser floss in Mäandern ins Meer (S. 1 - 3). Das war der Markham-Fluss, der früher die ersten Missionare und Händler enttäuscht hatte. Nicht schiffbar, konnten sie auf ihm nicht mit Booten ins Landesinnere vordringen, sondern mussten sich in Fußmärschen langsam vorkämpfen. Das Flugzeug rollte vor ein Gebäude, das mich an eine Baracke erinnerte, die so leicht gebaut war, als könnte sie ein Taifun davontragen.



Die feuchtheiße Luft der Tropen hüllte uns ein. Die Motoren schwiegen, aber in der Stille lärmten Grillen und Vogelstimmen; es klang fast mechanisch. Der erste schwarze Mensch, den ich sah, war der Passkontrolleur. Es wunderte mich, dass er in dieser Hitze Schlips und geschlossene Schuhe trug. Während wir noch auf unser Gepäck warteten, trat ein weißer Mann auf uns zu. Er stellte sich als Mr. Jenkins vor, Lehrer am *Balob Teachers College*: Wir würden einige Tage bei ihm wohnen, da unser Haus noch renoviert wurde.





nerell skeptisch gegenüberstanden. Sie behaupteten, dass sie noch ‚Kinder‘ seien, die ohne die ‚Eltern‘ noch nicht leben könnten.

Der Rektor des Colleges versuchte mir Aufgaben zu übertragen, für die ich aber nicht entlohnt werden sollte. Er fragte nicht nach meiner Qualifikation, und ich fand es spannend, mich an etwas Neuem zu versuchen. Einige Dozenten wünschten, dass ich Deutsch unterrichtete. Außerdem sollte eine Schülergruppe unter meiner Anleitung Holzkisten bauen. Darüber hinaus sollte ich Schäden auflisten, die in den Lehrerwohnungen zu finden waren. Als ich dann auch noch in der Buchhaltung aushelfen sollte, lehnte ich ab. Ich log nicht, als ich sagte, dass ich dieser Aufgabe nicht gewachsen sei. Wahrscheinlich erwartete der Rektor die innerweltliche Askese einer frommen Pflichterfüllung von mir, die mir gleichzeitig zum Schutz vor allen Anfechtungen verhelfen würde. Auch meine Großmutter, die mich nach puritanischem Grundsatz zu erziehen versuchte, hatte mir versichert: Wenn ich hier auf Erden treu arbeitete, dann würde mich Gott segnen; auch mit irdischen Gütern!

In einem Schuppen auf dem Collegegelände fand sich eine uralte Kreissäge sowie etwas Werkzeug. Die Bretter für den Holzkistenbau holte ich aus dem Sägewerk, die Farben gab es im Supermarkt. Am liebsten hätten die jungen Männer die Bretter einfach mit Nägeln zusammengefügt. Zargen und Zapfen zu berechnen und genau zu schneiden, fiel ihnen schwer. Als ich einmal kurz ans Telefon gerufen wurde, hatte





Morgens fuhr ich gern zum Markt. Einheimische boten dort Gemüse und Früchte an. Kollegen traf ich dort selten; die meisten kauften wohl im Supermarkt ein.

bat. „Lasst ihn nicht in Trauer versinken! Vergebt ihm! Nehmt ihn wieder auf!“ Die *wantoks*, die Gemeindemitglieder, sollten ihm verzeihen, den Sünder im Namen Gottes wieder in die Gemeinschaft aufnehmen. Der Teufel durfte nicht siegen! Gerhard flüsterte mir zu: „Du wirst später merken, welcher Sünder gemeint ist.“

Als das letzte Lied gesungen, der Klingelbeutel herumgereicht war, stand Gerhard auf und stellte uns vor. Er sagte, wir seien aus Deutschland gekommen, um Lehrer auszubilden. Die Einheimischen schauten uns freundlich an und klatschten in die Hände. Es wurde erwartet, dass ich jetzt ein paar Worte sagte. Ich brachte einiges in Pidgin heraus. Stolz darauf bin ich noch heute: „*Bai olgeta pikinini ol i kamap long-pela man.*“ (Alle Kinder werden große Menschen sein.).

Anschließend verließen die Frauen den Raum. Es ging nun um den Finanzbericht. Der Sekretär erläuterte den Haushalt der Gemeinde der letzten zwei Jahre. Leider waren nur 151 Kina in der Kasse. Hätte jeder pro Kirchenbesuch 5 Cents gespendet, wäre mehr Geld zusammengekommen. Gerhard grummelte: „Jetzt werden sie wach, weil’s ums Geld geht!“ Einer der Vorsteher stand auf und fragte nach 204 Kina. Die hätten im vorletzten Haushalt gefehlt und der Kassierer hätte versprochen, den Verbleib dieses Geldes zu belegen.

Jetzt blickte der Vorstandsvorsitzende ins Leere. Schließlich versuchte der Sekretär zu versöhnen; er behauptete, der Kreisvorsitzende hätte die Summe

geliehen, um das Schulgeld für seine Kinder zu bezahlen. Ist also Anthony, der Kreisvorsitzende, der Sünder, der verflucht worden war? *Traim tasol*, „Fragen kostet ja nichts“, musste als Entschuldigung gelten.

Wir waren mit einigen Studenten nach Kainantu gefahren. Während Irene sie in der Schule anleitete, erklärte sich ein junger Mann bereit, mir alte Gräber zu zeigen. Zunächst führte er mich einen Bach entlang, der sich tief eingegraben hatte. Vor einer gegenüberliegenden Kalksteinwand blieb er stehen und zeigte auf Höhlen, in denen jeweils ein Skelett lag. In einigen Höhlen (S. 100 - 103) lagen auch mehrere Schädel, gelegentlich war auch eine Kundu beigegeben. Die Gräber schienen aufgegeben zu sein; darauf deutete die Unordnung hin.

Der junge Mann bekreuzigte sich katholisch und sagte dann etwas in seiner Stammessprache. Selbstverständlich verstand ich ihn nicht. Nach einigen Minuten fragte ich, ob ich ein Foto machen dürfte. Er zögerte ein wenig und erlaubte es schließlich. Dann gingen wir ein Stück weiter den Bach hinauf. Bald gelangten wir an eine Felswand und standen vor einem großen Höhleneingang, aus dem der Bach schoss. Ich fühlte mich gleich an das Karstgestein erinnert, das ich auf dem Balkan gesehen hatte. Wieder bekreuzigte sich der junge Mann und flüsterte Worte in seiner Stammessprache.

Ich wartete und schlug dann vor, mit meiner Taschenlampe in die Höhle zu gehen. Der Mann hob die Hände, hielt sie vor seine Augen und sagte leise

tambu! Er schien diesen Ort zu fürchten. Verbargen sich hier böse Geister? Welches Verhältnis hatte mein Begleiter noch zu den Ahnen? Es gab ja Stämme, die ihre Ahnen fürchteten. Andere hatten ein eher freundschaftliches Verhältnis zu ihnen und erwarteten kaum Strafen. Wie weit glaubten die Niuginis noch an die magische Kraft von Tieren, Pflanzen und Steinen? Fanden sie einen Stein, der die Form eines Taro hatte, vergruben sie ihn im Garten, um das Wachstum zu fördern.

Wir hielten uns einige Tage in Madang auf. Es war angenehm, in einem Restaurant zu sitzen und aufs Meer zu schauen: auf eine Bucht mit vielen Inseln. Ab und an fuhr ein Boot oder gar ein größeres Schiff vorbei. Die Insel unserer Sehnsucht war Karkar mit ihrem 2000 m hohen Vulkan. Lag der Gipfel nicht in den Wolken, konnte man sein Rauchfähnchen sehen.

Auf Karkar hätten wir bei Goodyears oder den Middlestones wohnen können. Sie hatten komfortable Gästehäuser. Ihr Geld verdienten sie mit großen Plantagen, auf denen sie Kokos, Kakao, Kaffee sowie Gemüse und Obst anbauten. Es wäre sicher die beste Gelegenheit gewesen, der Produktion von Kopra zuzuschauen. Stattdessen lernten wir Lange (*Lengi*) kennen; er war ins Restaurant gekommen, um irgendwelche Leute zu sprechen. Er hatte sich eine Limonade bestellt und am Nebentisch gewartet. Beiläufig kamen wir ins Gespräch: Woher – wohin? Er lud uns ein, mit ihm zu seiner Plantage zu fahren. Wir könnten ein paar Tage bei ihm wohnen und das

Denke an die Worte des Herrn Krause! Obwohl selbst gläubig, ist ihm bewusst, dass die Niuginis gern singen und tagelang feiern. Es sollte dir genügen, dich am Gesang zu erfreuen und dir den Schweinebraten schmecken zu lassen.





Wasser ruderte Mr. Lange, weiter draußen ließ er den Außenborder an. Er zeigte uns, wie wir die Angeln zu werfen hätten und ließ den Kahn langsam die Küste entlanggleiten. Doch kein Fisch biss an. Wir überprüften mehrmals die Köder: Steckten die kleinen Fische noch an den Haken? Als wir es schon nicht mehr erwarteten, spannte sich plötzlich die Schnur von Irenes Angel. „Ziehen, aber langsam!“ Ich wusste, dass Irene noch niemals gefischt hatte. Jetzt ging ausgerechnet ihr ein Barrakuda an den Haken. Als der Räuber an der Bordwand auftauchte, erschrakten wir, denn er maß fast einen Meter und hatte ein großes Gebiss. Lange nahm Irene die Schnur aus der Hand und schob den Käscher unter das Tier: „Finger weg vom Maul!“ Mit einem Keulenschlag betäubte er den zappelnden Pfeilhecht und hob ihn ins Boot. *Lengi* wendete und steuerte die Plantage an.

Mrs. Lange bereitete den Fisch zu, der frisch auf den Tisch kam. Ich aß ihn mit Appetit, verzichtete jedoch auf die Mayonnaise. Nach dem Abendessen griff Mr. Lange zu einer Taschenlampe. Er wollte zu seinem Kontrollgang aufbrechen und nahm mich mit. In der Dunkelheit gingen wir auf Pfaden, die kreuz und quer durch die Plantage verliefen. Ich genoss das anfängliche Schweigen, weil ich so den Geräuschen der Nacht lauschen konnte. Durch die Palmwipfel schimmerten die Sterne und über Manam Island zuckte ein Wetterleuchten. Einmal roch es auf unserem Rundgang nach Rauch; wir sahen Arbeiter am Feuer sitzen. Noch von weitem hörten wir sie plau



